

MARK GREANEY

THE
GRAY *UNTER*
KILLERN
MAN

Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Gray Man*
erschien 2009 im Verlag Jove Books.
Copyright © 2009 by Mark Strode Greaney

1. Auflage Oktober 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Panthermedia (Bildnummer: 9219830)
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-405-8
eBook 978-3-86552-406-5

PROLOG

Am fernen Morgenhimmel flammte ein Lichtblitz auf. Der blutüberströmte Fahrer des Land Rover schaute genauer hin. Die Sonnenbrille mit Polfilter fing zwar einen Teil der Sonnenstrahlen ab, aber er musste die Augen zusammenkneifen, weil die Reflexion auf der Windschutzscheibe ihn blendete. Angestrengt versuchte er, das brennende Flugzeug besser zu erkennen, das auf die Erde zutrudelte. Ein schwelender Kometenschweif aus schwarzem Rauch folgte mit einiger Verzögerung.

Es handelte sich um einen Helikopter, genauer gesagt: um einen großen Chinook der Armee. Obwohl er sich das Entsetzen der Piloten an Bord ausmalen konnte, atmete der Fahrer erleichtert auf. Der Hubschrauber, der ihn hier rausholen sollte, war ein russischer Ka-32T, bemannt mit polnischen Söldnern, der über die türkische Grenze ins Land einflog. Der Fahrer bedauerte den Absturz des Chinook zwar, fühlte sich aber gleichzeitig erleichtert, dass es nicht ›seinen‹ Ka-32T erwischt hatte.

Er verfolgte das unkontrollierte Trudeln mit den Augen. Brennender Treibstoff verschleierte den blauen Himmel unmittelbar vor ihm.

Der blutende Mann wendete den Land Rover in einer scharfen Rechtskurve und trat aufs Gas, fuhr Richtung Osten. Er wollte so schnell wie möglich weg von der potenziellen Absturzstelle. So sehr er sich wünschte, etwas für die Amerikaner an Bord des Hubschraubers tun zu können, wusste er doch, dass ihr Schicksal nicht in seinen Händen lag.

Er hatte ganz eigene Probleme, um die er sich kümmern musste. Fünf Stunden lang war er über die westirakische

Ebene gerast, um Abstand zwischen sich und die schmutzige Arbeit zu bringen, die er erledigt hatte. In weniger als 20 Minuten sollte seine Exfiltration stattfinden. Ein abgeschossener Hubschrauber bedeutete allerdings, dass es in der Gegend binnen Minuten von bewaffneten Kämpfern nur so wimmelte. Sie würden die Leichen schänden, ihre Sturmgewehre in die Luft abfeuern, und wie die Wahnsinnigen in der Gegend herumspringen.

Der verletzte Fahrer verspürte wenig Lust, bei dieser Party als Piñata für die Gäste zu enden. Der Chinook stürzte zu seiner Linken ab und verschwand hinter einem braunen Bergkamm in der Ferne.

Er lenkte den Blick zurück auf die Straße. *Nicht mein Problem!*, ermahnte er sich. Er war weder für den Rettungsdienst ausgebildet, noch als Sanitäter, und erst recht nicht als Unterhändler, der mit diplomatischem Geschick Geiseln rausboxen konnte.

Man hatte ihn zum Töten ausgebildet. Das war es auch, was er jenseits der Grenze in Syrien getan hatte. Und nun wurde es höchste Zeit, diese Region zu verlassen.

Der Rover beschleunigte. Er raste mit über 100 Stundenkilometer durch den staubigen Dunst. Der Fahrer kämpfte mit widersprüchlichen Gefühlen. Seine innere Stimme mahnte ihn umzukehren, um an der Absturzstelle nach Überlebenden zu suchen. Aber was er laut aussprach, klang wesentlich pragmatischer.

»Immer weiter geradeaus, Gentry. Denen ist nicht mehr zu helfen, keine Chance.«

Natürlich lag er damit richtig, aber seine innere Stimme wollte trotzdem keine Ruhe geben.

1

Die ersten Bewaffneten, die an der Absturzstelle eintrafen, gehörten nicht zu al-Qaida und hatten rein gar nichts mit dem Abschuss zu tun. Es handelte sich um vier Jungs aus der Gegend mit alten Kalaschnikows, die noch einen Holzschaft besaßen. Sie hatten gelangweilt an der Straßensperre rumgelungert, als der Hubschrauber keine 100 Meter entfernt auf der Straße mitten im Stadtzentrum aufschlug. Die jungen Männer drängten sich durch die schnell anwachsenden Reihen der Gaffer, der Ladenbesitzer und Straßenkinder, die hastig in Deckung gegangen waren, als der Helikopter mit den zwei Rotoren auf sie zustürzte. Taxis standen quer, weil sie dem amerikanischen Heli auswichen und dabei von der Fahrbahn abkamen.

Die vier jungen Schützen näherten sich vorsichtig der Unfallstelle, ließen dabei aber jedes taktische Geschick vermissen. Sie duckten sich sofort, als ein lauter Knall aus dem wütenden Feuer erscholl. Ein einzelner Schuss löste sich aus dem Inferno. Sie zögerten einen Moment, dann ruckten ihre Köpfe hoch. Sie zielten auf das brennende Metall und feuerten ihre ratternden und störrischen Waffen ab.

Ein Mann in verkohlter amerikanischer Militäruniform kroch aus dem Wrack. Sie empfingen ihn mit einem Kugelhagel. Sein Todeskampf dauerte nicht lange.

Das Adrenalin ließ die Jungs mutiger werden. Sie hatten gerade vor den Augen johlender Zivilisten einen Mann getötet. Nun kamen sie aus ihrer Deckung und wagten sich näher an das Wrack heran. Sie luden die Gewehre nach und richteten sie auf die brennenden Körper der beiden Piloten

im Cockpit. Aber noch bevor sie abdrücken konnten, schossen von hinten drei Fahrzeuge heran. In den Pick-ups saßen bewaffnete Araber. Fremde.

Al-Qaida.

Die Jungs aus der Stadt waren klug genug, sich unter die Zivilisten zu mischen, während die verummten Männer rund um die Absturzstelle ausschwärmten. Sie murmelten ein Gebet.

Die verstümmelten Leichen zweier weiterer Soldaten fielen aus dem Heck des Hubschraubers. Dabei handelte es sich um die ersten Bilder des Unglücks, die drei Kameraleute von Al Jazeera einfingen, nachdem sie von dem dritten Pick-up gesprungen waren.

Keine zwei Kilometer entfernt lenkte Gentry den Wagen von der Straße in ein ausgetrocknetes Flussbett. Er steuerte den Land Rover so tief wie möglich in das hohe bräunliche Schilfgras am Ufer, stieg aus, rannte nach hinten, setzte den Rucksack auf und zog einen länglichen ockerfarbenen Koffer aus dem Laderaum. Während er sich vom Fahrzeug entfernte, bemerkte er zum ersten Mal das eingetrocknete Blut auf dem lose fallenden Gewand der Einheimischen, das er trug. Nicht sein eigenes, doch er wusste sofort, von wem die Flecken stammten.

30 Sekunden später stieg er die Böschung hinauf und robbte vorwärts, so schnell er konnte. Das Gepäck schob er vor sich her. Als Gentry sich zwischen Sand und Schilf ausreichend unsichtbar fühlte, zog er ein Fernglas aus dem Rucksack und richtete es auf die dunklen Rauchschwaden, die in einiger Entfernung die Sicht erschwerten.

Seine Kiefermuskeln verkrampften sich.

Der Chinook war auf einer Straße der Stadt Al-Ba'aj heruntergekommen. Ein Mob hatte sich um die Trümmer versammelt. Das Fernglas erlaubte es ihm nicht, alle

Einzelheiten zu erkennen. Er rollte sich zur Seite ab und ließ die Schlösser des Koffers aufschnappen.

Darin verbarg sich ein Barrett M107, ein gigantisches Scharfschützengewehr, das Projektile so groß wie Bierflaschen abfeuerte, die mit Leichtigkeit innerhalb einer Sekunde die Distanz von neun Fußballfeldern überwand.

Gentry lud die Waffe nicht etwa, sondern begnügte sich damit, die Mündung auf die Absturzstelle zu richten, um das Zielfernrohr einzusetzen. Durch die 16-fach vergrößernde Linse konnte er das Feuer, die Pick-ups, die unbewaffneten Zivilisten und die bewaffneten Schützen genau beobachten.

Einige von ihnen waren unmaskiert. Kleine Gangster aus der Gegend.

Aber die anderen trugen schwarze Masken oder ums Gesicht gewickelte *Kufiya*. Das mussten die Leute von al-Qaida sein. Die Arschlöcher, die nicht hierhergehörten, sondern lediglich gekommen waren, um Amerikaner und deren Verbündete zu töten. Sie machten sich dabei die anarchischen Zustände in der Region zunutze.

Plötzlich blitzte etwas Metallisches auf und beschrieb einen raschen Bogen nach unten. Ein Schwert, mit dem einer der Männer auf eine Gestalt am Boden einhackte. Selbst durch das Zielfernrohr konnte Gentry nicht ausmachen, ob der Liegende tot oder lebendig gewesen war, als die Klinge auf ihn niedersauste.

Sein Kiefer spannte sich erneut an. Gentry selbst war kein US-Soldat. Er hatte nie Militärdienst geleistet. Aber er war Amerikaner. Und obwohl er keinen Eid auf die Verfassung geleistet hatte, seinem Land zu dienen, erinnerte ihn das Abschlachten, dessen Zeuge er soeben wurde, unweigerlich an viele Fernsehbilder vergangener Jahre. Abscheu und Zorn nagten an seiner beachtlichen Selbstkontrolle.

Die Männer rund um den Hubschrauber wogten wie ein einziger Lindwurm hin und her. Die flirrende Hitze, die aus dem trockenen Boden zwischen seinem Beobachtungsposten und der Absturzstelle aufstieg, ließ ihn für einen Moment im Unklaren, was genau dort passierte. Aber dann erkannte er den unvermeidlichen Ausbruch des Triumphs und der Freude, dem diese Metzger freien Lauf ließen.

Die Bastarde tanzten um die Leichen ihrer Feinde herum.

Gentry nahm die Hand von der Sicherung der riesigen Barrett. Die Fingerspitze strich über den glatten Auslöser. Der lasergesteuerte Entfernungsmesser zeigte ihm an, wie weit entfernt sich der Gegner aufhielt. Ein paar Zelte, deren Segeltücher in der Brise flatterten, lieferten ihm ausreichend Hinweise auf die Windverhältnisse.

Er hätte zu gern abgedrückt, aber er wusste es besser. Wenn er die Waffe lud und abfeuerte, konnte er zwar ein paar von den Wichsern töten, aber die Nachricht von einem Scharfschützen in diesem Sektor würde sich schneller als das sprichwörtliche Lauffeuer verbreiten. Jeder Halbstarke mit Waffe und Handy nahm dann an der Treibjagd auf ihn teil und er konnte seine Evakuierung vergessen. Sie würden alles abblasen und dann konnte er sehen, wie er allein aus der Gefahrenzone rauskam.

Nein, ermahnte Gentry sich selbst. Die Vergeltung wäre zwar gerechtfertigt, aber der Shitstorm, den er damit heraufbeschwor, war eine Nummer zu groß für ihn.

Gentry hielt sich nicht für einen Zocker. Er war eher ein Mann fürs Grobe, ein Auftragskiller, ein skrupelloser Mörder. Natürlich stellte es für ihn kein Problem dar, ein halbes Dutzend dieser Kerle innerhalb weniger Sekunden niederzumähen, aber er wusste, dass der Einsatz für diese Art der Rache definitiv zu hoch ausfiel.

Er spuckte eine Mischung aus Sand und Speichel auf den Boden und packte die sperrige Waffe zurück in den Koffer.

Die Kameracrew von Al Jazeera war eine Woche vorher über die syrische Grenze eingeschmuggelt worden, und zwar nur zu einem einzigen Zweck. Sie sollten einen al-Qaida-Sieg im Nordirak dokumentieren. Der Kameramann, der Tontechniker und der Reporter, der gleichzeitig als Produzent fungierte, waren auf einer al-Qaida-Route hergebracht worden und hatten gemeinsam mit der al-Qaida-Zelle in sicheren Schlupfwinkeln der Organisation übernachtet. Heute hatten sie den Abschuss der Rakete ebenso eingefangen wie ihren Einschlag in die Maschine und den daraus resultierenden Feuerball am Himmel.

Jetzt nahmen sie gerade die rituell anmutende Enthauptung eines toten amerikanischen Soldaten auf. Ein Mann im mittleren Alter mit handgeschriebenem Namensschild auf der Körperpanzerung: ›Phillips – Mississippi National Guard‹. Von der Kameracrew sprach niemand Englisch, aber sie gingen davon aus, soeben der Auslöschung einer Eliteeinheit der CIA beigewohnt zu haben.

Der übliche Lobgesang auf Allah begann mit dem Tanz der Kämpfer, die ihre Waffen in die Luft abfeuerten. Die Zelle bestand lediglich aus 16 Männern, aber nun sprangen hier mehr als 30 Bewaffnete im Gleichtakt vor dem schwellenden Stahlwrack herum. Der Kameramann hielt direkt auf den *Muhtar*, einen lokalen Stammesfürsten, der im Zentrum der Festlichkeiten stand. Es lieferte eindringliche Bilder, wie er vor der Unglücksmaschine tanzte. Vor dem Hintergrund der schwarzen Rauchfahne leuchtete seine fließende weiße *Kandora* beinahe. Der Muhtar hüpfte auf einem Bein über dem enthaupteten Amerikaner, während er den blutigen Krummsäbel mit der rechten Hand über dessen Kopf kreisen ließ.

Das stellte eindeutig den Höhepunkt des Rituals dar. Das Bild, das später um die Welt ging. Der Kameramann lächelte und gab sich Mühe, nicht in den Rhythmus einzufallen, mit dem die Tänzer zunehmend enthusiastischer Allahs Größe feierten. Er und sein Team übernahmen die Aufgabe, alles fürs Fernsehen aufzuzeichnen.

Der Muhtar brüllte gemeinsam mit den anderen sein »*Allāhu akbar!*« in den Himmel hinauf. *Gott ist größer!* Er sprang euphorisch mit den maskierten Ausländern im Gleichtakt und der wollige Bart teilte sich, um ein Grinsen preiszugeben, das sämtliche Zähne präsentierte. Sein Blick richtete sich auf das verkohlte, blutgetränkte Stück toten amerikanischen Fleisches, das unter dem erhobenen Bein auf der Straße lag.

Die Al-Jazeera-Crew fiel in das allgemeine Brüllen und den Freudentaumel ein. Der Kameramann filmte mit ruhiger Hand und hielt, ganz Profi, die Linse ohne jegliches Zittern weiter auf den Stammesfürsten gerichtet.

Bis zu dem Augenblick, als der Kopf des Muhtar zur Seite gerissen wurde und wie eine zerquetschte Traube platzte. Sehnen, Blut und Knochensplitter spritzten in alle Richtungen gleichzeitig.

Nun zuckte die Hand mit der Kamera doch noch heftig.

Gentry hatte es einfach nicht lassen können.

Er feuerte eine Ladung nach der anderen auf die Bewaffneten in der nunmehr panischen Menge ab, während er gleichzeitig lautstark seine Disziplinlosigkeit verfluchte. Er war gerade auf dem besten Weg, nicht nur den Zeitplan, sondern die gesamte Operation in den Wind zu schießen. Nicht dass er seine eigenen Flüche überhaupt hörte. Selbst mit den Ohrstöpseln klangen die Schüsse aus dem Barrett ohrenbetäubend, als er ein riesiges Projektil nach dem anderen in die Menge jagte. Der Rückstoß wirbelte Sand

und kleine Steine vom Boden auf, die in sein Gesicht und gegen die Arme flogen. Als er das Schießen kurz unterbrach, um ein zweites schweres Magazin in das Gewehr zu rammen, zog er gedanklich Bilanz. Strategisch betrachtet hätte er es kaum dümmmer anstellen können. Genauso gut konnte er gleich mit den Armen wedeln und den Rebellen um sich herum zurufen, dass sich ihr Todfeind genau hier versteckte.

Aber es *fühlte* sich verdammt richtig an, so zu handeln. Er rückte die große Waffe unter der Achsel zurecht. Die Schulter schmerzte bereits vom dauernden Rückstoß. Er fixierte die Absturzstelle durch das Zielfernrohr und setzte seinen Vergeltungsschlag fort. Durch das große Objektiv sah er Körperteile durch die Luft wirbeln, als ein weiteres riesiges Geschoss einen maskierten Schützen voll in den Bauch traf.

Bei seinen Taten handelte es sich um blinde Wut und Rache, nichts weiter. Ihm war bewusst, dass er auf diese Weise nicht wirklich etwas bewirkte, abgesehen davon, ein paar Hundesöhne zu Hackfleisch zu schreddern. Sein Körper feuerte unablässig auf die Mörder, die inzwischen panisch in alle Richtungen davonstürmten, aber sein Verstand beschäftigte sich bereits mit den nächsten Schritten. Er würde gar nicht erst versuchen, die Landezone zu erreichen. Ein weiterer Hubschrauber in dieser Gegend bot den wütenden Überlebenden der al-Qaida-Zelle schließlich ein gefundenes Fressen. *Nein*, entschied Gentry. Er wollte abtauchen, einen Abflusskanal oder einen ausgetrockneten Flusslauf finden, wo er sich unter Erde und Geröll verstecken konnte. Das bedeutete, den ganzen Tag in der Hitze liegen zu müssen, den Hunger und die Insektenstiche ignorieren zu müssen – und auch den Drang zu pinkeln.

Das versprach ein echter Scheißtag zu werden.

Er steckte das dritte und letzte Magazin in das rauchende Gewehr und beschloss, dass seine falsche Entscheidung doch ihre guten Seiten hatte. Ein halbes Dutzend toter Penner *war* immerhin ein halbes Dutzend toter Penner.

2

Vier Minuten nach der letzten Salve des Scharfschützen streckte einer der Überlebenden vorsichtig den Kopf aus dem Türrahmen der Autowerkstatt, in der er in Deckung gegangen war. Mit jeder weiteren Sekunde ohne Schusswechsel stieg seine Zuversicht, dass er heute nicht sterben musste. Entschlossen trat der 36-jährige Mann aus dem Jemen einige Augenblicke später auf die Straße. Kurz darauf kamen weitere Männer aus der Deckung. Gemeinsam mit einigen Landsleuten nahm er das Blutbad in Augenschein. Er kam auf sieben Tote, indem er die zerfetzten Beine im blutigen Straßenstaub zählte und durch zwei teilte. Köpfe und Oberkörper ließen sich kaum noch als solche identifizieren.

Fünf der Toten hatten seiner Zelle angehört, darunter der Ranghöchste und sein Hauptmann. Bei den beiden anderen musste es sich um Städter handeln.

Der Chinook schwelte in der Morgenhitze. Er ging darauf zu, vorbei an Männern in Deckung hinter Autos und Mülltonnen, deren Pupillen vor Schreck geweitet waren. Einer der Stadtbewohner hatte die Kontrolle über seine Blase verloren. Er wälzte sich im Dreck und der eigenen Pisse wie ein Besessener.

»Steh auf, du Narr!«, brüllte der maskierte Jemenit ihn an. Er versetzte dem Mann einen Tritt in die Seite und lief zum Helikopter. Vier seiner Kollegen standen hinter einem der Pick-ups. Die Al-Jazeera-Crew war auch noch da. Der Kameramann rauchte eine Zigarette und seine Hand zitterte wie die eines Parkinsonkranken im fortgeschrittenen Stadium. Die Kamera hing ihm über der Schulter.

»Alle, die noch leben: Ab in die Wagen. Wir werden diesen Schützen finden.« Er ließ den Blick über die Ebene schweifen, über die Felder, die trockenen kleinen Hügel, die Pisten im Süden. Etwa zwei Kilometer weit entfernt hing eine Staubwolke über einer Anhöhe.

»Da!« Der Jemenit zeigte mit ausgestrecktem Arm in die Richtung.

»Wir ... wir sollen da hin?«, fragte der Tonmann der Filmcrew.

»Inschallah.« *Wenn es Allahs Wille ist.*

In diesem Moment rief ein Junge den al-Qaida-Kämpfern zu, dass sie zu ihm kommen und sich das ansehen sollten. Der Junge hatte sich in den Eingang einer Teestube zurückgezogen, keine 15 Meter von der zerdrückten Schnauze des Helis entfernt. Der Jemenit und zwei seiner Männer machten nacheinander einen weiten Satz über einen blutigen Körper hinweg, der nur noch von einer zerfetzten schwarzen Tunika zusammengehalten wurde. Das war der Jordanier gewesen, ihr Anführer. Ein breiter Pfad aus hochgespritztem Blut hatte die Vorderwand des Teehäuschens rot gestrichen – dort, wo der Mann gegen das Gebäude gestürzt war.

»Was ist los, Junge?«, herrschte der Jemenit den Kleinen wütend an.

Der Junge sprach mit gehetzter Stimme und überschlug sich fast vor Aufregung. Er schaffte es aber, einen Satz hervorzubringen: »Ich habe etwas gefunden.«

Der Jemenit und seine Begleiter folgten dem Jungen in die kleine Teestube, wären in einer Blutlache beim Eingang fast ausgerutscht und spähten gerade hinter einen umgestürzten Tisch, als der Junge auf die Theke deutete. Dahinter hockte ein junger amerikanischer Soldat mit dem Rücken zur Wand auf dem Boden. Seine Augen standen offen und er blinzelte heftig. Er hielt einen weiteren

Ungläubigen im Arm, einen Schwarzen, entweder bewusstlos oder tot. Sie schienen unbewaffnet zu sein.

Der Jemenit lächelte und klopfte dem Jungen auf die Schulter. Er drehte sich um und brüllte den anderen draußen zu: »Bringt den Wagen her!«

Gute zehn Minuten später erreichten die drei Pick-ups eine Kreuzung. Zwei der Wagen fuhren mit insgesamt neun Männern nach Süden. Sie forderten bereits per Handy Helfer aus der näheren Umgebung an, um die Gegend nach dem einzelnen Scharfschützen zu durchkämmen. Der Jemenit und seine beiden Kollegen fuhren die beiden Verletzten zu einem sicheren Unterschlupf im nahe gelegenen Hatra. Dort wollte der Jemenit seine Anführer kontaktieren, um in Erfahrung zu bringen, was sie mit dieser unverhofften Beute anfangen sollten.

Er saß am Steuer, einen jungen Syrer neben sich auf dem Beifahrersitz. Hinten auf der Ladefläche bewachte ein Ägypter den wie gelähmt wirkenden Soldaten und seinen sterbenden schwarzen Partner.

Der 20 Jahre alte Ricky Bayliss hatte sich ein bisschen vom Schock des Absturzes erholt. Das merkte er daran, dass das dumpfe Pochen im gebrochenen Schienbein glühendem Schmerz gewichen war, der in heftigen Schüben kam. Er schielte auf sein Bein hinab und nahm lediglich die zerrissene und angesengte Kampfanzughose wahr. Und einen Stiefel, der unnatürlich weit nach rechts verrenkt zu sein schien. Unter dem Stiefel lag der andere Soldat. Bayliss kannte den schwarzen GI nicht, aber das Namensschild identifizierte ihn als Cleveland. Cleveland hatte das Bewusstsein verloren. Bayliss hielt ihn zunächst für tot, aber seine Brust hob und senkte sich ganz leicht unter dem Körperpanzer. In einem von Instinkt und Adrenalin regierten Moment hatte Ricky den Mann aus

dem Wrack gezerrt und war mit ihm in diesen Laden direkt vor seiner Nase gekrochen. Aber dann kamen irakische Kinder und entdeckten die beiden Männer.

Er dachte kurz an seine Freunde, die bei dem Absturz ums Leben gekommen waren. Seine Trauer wurde von Ungläubigkeit überschattet. Und dann verflogen beide Regungen jäh, als er aufsaß und dem Blick des Mannes begegnete, der über ihm auf der Ladefläche saß. Rickys tote Freunde hatten Glück gehabt. *Er* war der Pechvogel. Er und Cleveland, falls der Kerl je wieder aufwachen sollte, denn ihnen würde man vor laufender Kamera die verdammten Köpfe abschlagen.

Der Terrorist schaute auf Bayliss herab und stellte den Turnschuh auf das zersplitterte Bein des jungen Mannes. Mit einem wilden Grinsen, das die kaputten Zähne wie die Fänge eines Raubtiers offenbarte, verlagerte er das Gewicht auf dem Fuß nach unten.

Ricky schrie.

Der Pick-up brettete die Straße entlang, einen Hügel am Stadtrand von Al-Ba'aj hinauf und wieder ins Tal, bremste dann scharf ab, als er eine Straßensperre erreichte, wie die lokalen Rebellen sie hier überall errichteten. Eine schwere Kette, um zwei Pflöcke gewickelt, baumelte niedrig quer über dem staubigen Asphalt. Auf einer Seite der Sperre warteten zwei Kerle von der Miliz. Der eine hing eher auf dem Plastikstuhl, als dass er saß, und lehnte seinen Kopf gegen die Mauer des angrenzenden Schulhofs. Der andere stand neben dem Kameraden, wirkte aber ebenso träge. Die Kalaschnikow hing mit der Mündung nach unten über der Schulter und er balancierte einen Teller mit Hummus und Fladenbrot in der Hand. Das Essen klebte im fleckigen Bart. Ein alter Ziegenhirte trieb auf der anderen Seite der Sperre gerade seine armselige Herde vorbei.

Der al-Qaida-Mann verfluchte das lasche Vorgehen der Rebellen hier im nordwestlichen Irak. Ein Checkpoint, der von gerade mal zwei Faulpelzen bemannt wurde? Wenn die Sunniten solche Idioten waren, konnten sie die Kontrolle auch direkt an die Kurden und Jesiden übergeben.

Der Wagen wurde noch langsamer und der Jemenit kurbelte das Fenster runter. Er rief dem Iraker mit dem Teller zu: »Gib den Weg frei, du Idiot! Im Süden ist ein Scharfschütze unterwegs!«

Der Mann von der lokalen Miliz stellte seine Mahlzeit auf dem Boden ab. Er ging wichtigtuerisch auf das Fahrzeug zu und hielt sich die Hand ans Ohr, als habe er die laute Anweisung nicht verstanden.

»Mach das Tor auf oder ich schwör dir ...«

Aber dann fuhr sein Blick zu dem zweiten Rebellen herum, der an die Wand gelehnt saß, denn dessen Kopf war plötzlich zur Seite gekippt und so blieb er auch hängen.

Einen Augenblick später bewegte sich der Oberkörper nach vorn und der Mann fiel aus dem Stuhl auf den Boden. Der Milizsoldat war offensichtlich tot und sein Genick am unteren Halswirbel gebrochen.

Der Bewaffnete auf der Ladefläche des Pick-ups war ebenfalls darauf aufmerksam geworden. Er stand rasch auf, denn er witterte eine Bedrohung, wusste sich aber nicht so schnell einen Reim auf die Situation zu machen. Genau wie sein neuer Anführer hinter dem Steuer starrte er den Einheimischen an, der mitten auf der Straße stand.

Der bärtige Rebell streckte den rechten Arm aus. Eine schwarze Pistole tauchte aus dem weiten Ärmel seines Umhangs auf.

Zwei schnell aufeinanderfolgende Schüsse – und der Ägypter fiel nach hinten um.

Bayliss lag auf dem Rücken und kniff die Augen gegen die sengende Mittagssonne zusammen. Er spürte, wie der Wagen langsamer fuhr und schließlich anhielt, hörte den Fahrer herumbrüllen, hörte die beiden viel zu schnellen Schüsse und sah dann, wie der Maskierte, der ihn eben noch traktiert hatte, tot zusammenbrach.

Anschließend ertönte eine weitere Salve von Pistolenschüssen, gefolgt vom Splittern von Glas, einem kurzen Aufschrei auf Arabisch. Danach tat sich nichts mehr.

Ricky wand sich und keuchte, als er sich abmühte, den blutüberströmten Leichnam des Ägypters von sich wegzudrücken. Jemand hievte den toten Terroristen hoch, wuchtete ihn von der Ladefläche und ließ ihn auf die Straße fallen. Ein bärtiger Mann in einer grauen Kandora packte Ricky an der Körperpanzerung und zerrte ihn hoch, bis er mehr oder weniger aufrecht dasaß.

Die grelle Sonne sorgte dafür, dass Bayliss das Gesicht des Fremden nur verschwommen wahrnahm.

»Kannst du laufen?«

Ricky hielt ihn zuerst für eine Illusion. Der Mann hatte Englisch gesprochen, mit amerikanischem Akzent. Aber der Fremde wiederholte lauter: »Hey! Junge! Bist du noch da? Kannst du laufen?«

Bayliss öffnete den Mund, um der Fata Morgana zu antworten: »Mein ... mein Bein ist gebrochen. Und Cleveland hier ist auch schwer verletzt.«

Der Fremde untersuchte Rickys Bein und entschied: »Schien- und Wadenbeinbruch. Das überlebst du.« Er schob eine Hand an den Hals des bewusstlosen Schwarzen und schüttelte mit Bestimmtheit den Kopf. »Keine Chance.«

Er blickte sich hastig um. Der junge Soldat aus Mississippi hatte sein Gesicht noch immer nicht richtig erkannt.

Der Fremde wies ihn an: »Lass ihn hier hinten liegen.

Wir werden sehen, ob wir noch etwas für ihn tun können, aber du musst nach vorn, auf den Beifahrersitz. Wickel dir das hier ums Gesicht.«

Er zog dem toten Terroristen das *Kufiya*-Kopftuch vom Hals und hielt es Bayliss hin.

»Ich kann mit diesem Bein nicht laufen ...«

»Musst du aber. Beiß die Zähne zusammen und los. Ich hol inzwischen meine Sachen. Mach schon!«

Der Fremde drehte sich um und rannte zu einer schattigen Gasse hinter dem Schulhof. Bayliss nahm den Kevlar-Helm vom Kopf und wickelte sich das Tuch um Haare und Gesicht, ehe er mit dem gesunden Bein voraus von der Ladefläche kletterte. Unerträgliche Schmerzen explodierten in seinem rechten Schienbein und schossen ihm auf direktem Weg ins Hirn. Die Straße füllte sich zunehmend mit Zivilisten aller Altersgruppen. Noch hielten sie Abstand und starrten ihn lediglich an, wie die Zuschauer eines gewaltverherrlichenden Theaterstücks.

Bayliss humpelte mühsam zur Beifahrertür und zog sie auf. Ein Araber in einem schwarzen, hochgeknöpften Hemd kippte auf die Straße. Er hatte nur eine einzige Schusswunde, direkt über dem linken Auge. Ein zweiter Terrorist hing zusammengesunken über dem Lenkrad. Blutiger Speichel tropfte ihm aus dem Mund, während er leise rasselnd ausatmete. Ricky hatte gerade die Tür hinter sich zugezogen, als der Amerikaner die Fahrertür aufriss, den Mann herausschleifte und achtlos auf den Asphalt plumpsen ließ. Er zog erneut die Waffe und gab einen weiteren Schuss auf den Mann am Boden ab, ohne überhaupt hinzusehen. Dann warf er eine braune Tasche, eine AK-47 und einen M4-Karabiner hinter den Sitz. Er stieg ein und schon machte der Pick-up einen Satz nach vorn, über die heruntergelassene Kette der Straßensperre hinweg.

Ricky sprach mit leiser Stimme, während sein Hirn

noch damit beschäftigt war, die Beobachtungen zu verarbeiten. »Wir müssen zurück. Vielleicht gibt es noch mehr Überlebende.«

»Gibt es nicht. Du bist der Einzige.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß es eben.«

Ricky zögerte, dann fragte er: »Weil Sie zu den Scharfschützen gehören, die die Kerle an der Absturzstelle abgeknallt haben?«

»Möglich.«

Eine Minute lang breitete sich Stille im Wagen aus. Bayliss spähte durch die Windschutzscheibe auf die Berge in der Ferne, bevor sein Blick auf die zitternden Hände in seinem Schoß fiel. Schließlich wanderten seine Augen zu dem Mann am Steuer.

»Sieh mich nicht an. Präg dir vor allem mein Gesicht nicht ein«, herrschte der Fremde ihn sofort an.

Bayliss gehorchte und sah zurück auf die Straße. »Sie sind Amerikaner?«

»Richtig.«

»Spezialeinheit?«

»Nein.«

»Von der Navy? Sind Sie bei den SEALs?«

»Nein.«

»Fernaufklärung?«

Der Fremde machte ein ablehnendes Geräusch.

»Ach so. Dann sind Sie von der CIA oder so was.«

»Nein.«

Bayliss wollte den Kopf drehen, um den bärtigen Mann anzuschauen, beherrschte sich aber im letzten Moment.

»Was dann?«

»Nur auf der Durchreise.«

»Nur auf der Durchreise? Wollen Sie mich verarschen?«

»Hör auf, Fragen zu stellen.«

Sie fuhren etwa einen Kilometer weiter, bevor Ricky sich erkundigte: »Wie ist der Plan?«

»Es gibt keinen.«

»Sie haben keinen Plan? Was machen wir dann hier? Ich meine, wohin fahren wir?«

»Ich hatte einen Plan, aber dich mitzunehmen, war darin nicht vorgesehen. Also fang jetzt nicht an zu meckern, weil ich erst überlegen muss, wie's weitergeht.«

Bayliss schwieg für einen Moment. »Verstanden. Pläne werden generell überbewertet.«

Nach einer weiteren Minute schielte Bayliss auf den Tacho und stellte fest, dass sie mit fast 100 Sachen über die Schotterpiste bretteten.

»Sie haben nicht zufällig Morphium dabei, oder? Mein Bein tut echt verdammt weh.«

»Tut mir leid, Junge, aber ich brauch dich hellwach. Du musst nachher ans Steuer.«

»Ich? Ich soll fahren?«

»Wenn wir die Hügel da hinten erreicht haben, fahren wir rechts ran. Ich steig aus und du fährst mit deinem Kumpel hinten allein weiter.«

»Aber was wollen Sie dann tun? Wir haben eine vorgeschobene Operationsbasis in Tal Afar. Da wollten wir hin, als der Hubschrauber abgeschossen wurde. Die können wir doch jetzt ansteuern.« Die Basis mochte spartanisch und etwas abgelegen sein, aber sie war bestens ausgerüstet, um Angreifer abzuwehren. Auf jeden Fall hielt er sie für weitaus sicherer als einen Pick-up auf offener Straße.

»Du kannst hinfahren. Ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Das ist eine lange Geschichte. Keine Fragen, Soldat, okay?«

»Mann, Alter, worüber machen Sie sich solche Sorgen?

Die werden Ihnen dafür einen Orden verleihen oder so
'nen Scheiß.«

»Die werden mir höchstens die Hölle heißmachen.«

Kurz darauf erreichten sie die Ausläufer des Sindschar-Gebirges. Der Fremde bog von der Straße ab und lenkte den Wagen in eine Ansammlung staubiger Dattelpalmen. Er stieg aus, zog den M4-Karabiner und seine Tasche hervor, und half dem Soldaten, vom Beifahrer- auf den Fahrersitz zu wechseln. Bayliss keuchte und grunzte vor lauter Schmerzen und Anstrengung.

Rasch sah sich der andere nach dem Schwarzen auf der Ladefläche um.

»Tot.« Er verkündete es ohne hörbare Emotionen. Schnell zog er Cleveland den Körperpanzer und die Uniform vom Leib und ließ ihn in T-Shirt und Boxershorts auf der Ladefläche liegen. Bayliss gefiel es ganz und gar nicht, wie der Fremde mit dem Toten umsprang, aber er sagte nichts. Dieser Mann, dieser ... was immer er sein mochte, er überlebte in dieser Banditenhochburg sicher nicht aufgrund seiner ausgeprägten Sensibilität, sondern weil er es verstand, jeden noch so kleinen Vorteil auszunutzen.

Der Fremde schleuderte sein Gepäck neben dem Stamm einer Palme in den Sand. Er wandte sich an Bayliss. »Du wirst mit dem linken Bein bremsen und Gas geben müssen.«

»Ich versuch's, Sir.«

»Deine Basis liegt von hier aus im Norden, es sind nur etwa 15 Kilometer. Behalt die AK auf dem Schoß und die Magazine auf dem Nebensitz. Und immer schön unauffällig bleiben.«

»Wie soll das gehen?«

»Nicht zu schnell und keine Schlangenlinien fahren und die *Kufiya* vor dem Gesicht lassen.«

»Verstanden.«

»Aber wenn du an Einheimische gerätst, knall lieber gleich alle ab, die dir spanisch vorkommen, verstanden? Darauf musst du vorbereitet sein, Junge. Du musst fies und rücksichtslos handeln, um die nächste halbe Stunde zu überleben.«

»Ja, Sir. Was ist mit Ihnen?«

»Ich bin schon ziemlich lange fies.«

Private Ricky Bayliss zuckte mehrfach zusammen, denn der Schmerz in seinem Bein hatte sich zu einem Trommelfeuer gesteigert. Er schaute geradeaus, bemüht, dem Mann zu seiner Linken nicht ins Gesicht zu blicken.

»Wer Sie auch sein mögen ... ich danke Ihnen.«

»Dank mir, indem du zusiehst, dass du nach Hause kommst. Und vergiss mein Gesicht sofort wieder.«

»Verstanden.« Er schüttelte den Kopf und brummte:
»Nur auf der Durchreise.«

Bayliss lenkte den Wagen aus dem Hain und zurück auf die Schotterstraße. Im Rückspiegel wollte er einen letzten Blick auf den Fremden erhaschen, aber die flirrende Hitze und der Staub, den die Hinterräder aufwirbelten, hinderten ihn daran.

3

In der Londoner Bayswater Road steht ein sechsstöckiges Geschäftsgebäude mit Aussicht auf den Hyde Park und die Kensington Gardens, jene ländliche Oase mitten in der Stadt. Eine weitläufige Zimmerflucht im oberen Stockwerk des weißen Prachtbaus beherbergt die Büroräume der Cheltenham Security Services, einer privaten Firma, die Schutz- und Wachpersonal sowie strategische Überwachungsdienste an britische und andere international operierende Unternehmen aus Westeuropa vermittelt. CSS wird von einem 68 Jahre alten Engländer namens Sir Donald Fitzroy geleitet, der die Firma auch selbst gegründet hat.

Fitzroy hatte sich an diesem Mittwoch den ganzen Vormittag konzentriert seiner Arbeit gewidmet, doch nun zwang er sich, den aktuellen Auftrag für eine Weile zu vergessen. Er schloss kurz die Augen, um einen klaren Kopf zu bekommen, und trommelte mit den wulstigen Fingern in ungeduldigem Rhythmus auf dem eindrucksvollen Schreibtisch herum. Eigentlich hatte er keine Zeit für den jungen Mann, der im Vorzimmer auf ihn wartete – denn es gab eine dringende Angelegenheit, die ihm sämtliche Konzentration abverlangte –, aber diesen Besucher konnte er schlecht wegschicken. Fitzroys eigene Krise musste wohl noch eine Weile auf eine Lösung warten.

Der junge Mann hatte vor einer Stunde angerufen und Sir Donalds Sekretär mitgeteilt, dass er mit Mr. Fitzroy über eine äußerst dringende Sache sprechen musste. Anrufe dieser Art erreichten CSS ständig. Aber im konkreten Fall konnte Fitzroy den beharrlichen jungen Mann kaum auf einen anderen Tag vertrösten, denn es handelte

sich bei ihm um einen Angestellten der Laurent Group, einem gigantischen französischen Firmenkonglomerat, das im Auftrag der Öl-, Gas- und Mineralindustrien unzählige Logistikstandorte in Europa, Asien, Afrika und Südamerika betrieb: Frachtschiffe, Hafenanlagen, technische Betriebe und Transportfirmen für Schiene und Straße. Die Laurent Group war Fitzroys größter Auftraggeber. Allein schon deshalb konnte er den Besucher nicht einfach mit einer netten Entschuldigung abfertigen, auch wenn es andere dringende Angelegenheiten gab.

Fitzroys Firma kümmerte sich um die Sicherheit der Laurent-Group-Standorte in Belgien, Holland und Großbritannien. Aber so umsatzstark dieser Vertrag im Vergleich mit den Aufgaben, die CSS bei anderen Firmen erfüllte, auch sein mochte, wusste Sir Donald, dass es sich nur um einen winzigen Posten im jährlichen Sicherheitsbudget dieses riesigen Konzerns handelte. In der Branche galt es als offenes Geheimnis, dass die Laurent Group ihre eigene Sicherheitsabteilung dezentral organisierte. In den über 80 Ländern, in denen das Unternehmen über Grundbesitz verfügte, wurden zumeist Einheimische angestellt, auch fürs Grobe. Dazu gehörten harmlosere Jobs, etwa das Durchleuchten der Lebensumstände von Sekretärinnen in Kuala Lumpur, aber auch politisch unkorrekte Aufgaben, beispielsweise das Aufmischen einer problematischen Gewerkschaftsdemonstration in Gdansk. Manchmal musste auch jemand einem aufsässigen Hafendarbeiter in Bombay die Beine brechen – solche Sachen eben.

Und von Zeit zu Zeit hatten die Bosse im Pariser Hauptquartier der Laurent Group auch Probleme, die man auf endgültigere Weise lösen musste. Fitzroy wusste, dass auch für diese Fälle Leute auf ihrer Gehaltsliste standen.

Bei den meisten multinationalen Unternehmen, die in jenen Regionen der Welt agierten, in denen es mehr Gauner

als Polizisten gab, und mehr hungrige Menschen, die Arbeit suchten, als gebildete Menschen, die Reformen vorantreiben und das Land ordnen wollten, existierte eine solche dunkle, verschwiegene Seite. Im Portfolio solcher Firmen verbargen sich Vorgehensweisen, über die niemals mit den Vorstandsvorsitzenden gesprochen wurde und deren Budget auch in keinem Jahresabschluss auftauchte. Die Laurent Group war bekannt dafür, besonders kompromisslos vorzugehen, wenn es um ihr Vermögen und die Sicherung ihrer Ressourcen in der Dritten Welt ging.

Und nichts davon wirkte sich negativ auf die ansehnliche Börsennotierung aus.

Donald Fitzroy schob die Besorgnis erregenden Gedanken an seine eigentliche Aufgabe für den Moment weit von sich, betätigte den Knopf der Sprechanlage und bat seine Sekretärin, den Besucher ins Büro zu führen.

Als Erstes bemerkte Fitzroy den Anzug, den der gut aussehende junge Mann trug. In London galt es als üblich, Rückschlüsse vom Schneider eines Anzugs auf dessen Träger zu ziehen. Dieser hier stammte von Huntsman, einem Geschäft in der Savile Row, wie Sir Donald sofort erkannte, und das verriet ihm so einiges über seinen Gast. Sir Donald selbst schwor auf Norton & Sons, elegant, aber eine Spur weniger businesslike. Dennoch, der Junge bewies Stilbewusstsein. Mit geübtem Blick identifizierte der Engländer seinen Besucher als bestens gebildeten Anwalt und Amerikaner, der sich mit den Gepflogenheiten der alten Welt auskannte und sie respektierte.

»Verraten Sie mir nichts über Ihre Vergangenheit, Mr. Lloyd. Gönnen Sie mir den kleinen Spaß«, rief Fitzroy aus, während er ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln entgegnetrat. »Sie haben irgendwo hier die Universität besucht und Jura studiert. Ich vermute mal, am King's College. Vielleicht nachdem Sie zu Hause in den

Vereinigten Staaten Ihr Grundstudium abgeschlossen haben. Ich lehne mich ein wenig aus dem Fenster und tippe auf Yale, aber um das zu bestätigen, muss ich Sie zuerst sprechen hören.«

Der junge Mann grinste und bot ihm die Hand an. Sie wirkte gepflegt und sein Händedruck war fest. »Mit dem King's College haben Sie recht, aber daheim habe ich Princeton besucht.«

Sie schüttelten einander die Hand und Fitzroy führte den Besucher zur Sitzgruppe neben der Tür. »Ja, jetzt höre ich es. Princeton.«

Als Fitzroy in einem Sessel gegenüber von ihm Platz genommen hatte, nickte Lloyd anerkennend. »Beeindruckend, Sir Donald. Ich nehme an, dass Sie das genaue Einschätzen von Menschen in Ihrem früheren Beruf gelernt haben.«

Fitzroy hob die buschigen weißen Brauen, während er ihnen Kaffee einschenkte. Das Service auf dem Tisch bestand aus Silber. »Sie haben den Artikel über mich gelesen. Im *Economist*, vor ein oder zwei Jahren. Darin standen ein paar Einzelheiten über meine Karriere im Dienst der Krone.«

Lloyd nickte und nippte an seiner Tasse. »Schuldig. 30 Jahre beim MI5. Den Großteil davon verbrachten Sie in Ulster, in der Zeit der Aufstände. Und dann der Wechsel in die Privatwirtschaft, um Sicherheitsdienstleistungen für Unternehmen anzubieten. Der schmeichelhafte Artikel kam Ihrer Firma sicher sehr zugute.«

»Selbstverständlich«, erwiderte Fitzroy mit routiniertem Lächeln.

»Und ich muss Ihnen auch gestehen, dass ich ziemlich sicher bin, noch nie einen waschechten Ritter kennengelernt zu haben.«

Jetzt lachte Fitzroy laut auf. »Meine Exfrau zieht mich

in unserem Freundeskreis immer noch gern mit diesem Titel auf. Sie weist dann darauf hin, dass es ein Ehrentitel ist, der von Vornehmheit zeugt, nicht aber von adliger Herkunft. Und da ich weder das eine noch das andere besitze, hält sie die Bezeichnung für über alle Maßen unpassend.« Fitzroy erzählte diese kleine Anekdote ohne jede Bitterkeit, in einem Ton, der auf gutmütige Selbstironie schließen ließ.

Lloyd lachte leise und höflich.

»Normalerweise habe ich mit Mr. Stanley aus Ihrem Londoner Büro zu tun. Worin besteht Ihre Funktion bei der Laurent Group, Mr. Lloyd?«

Lloyd stellte seine Tasse auf den Unterteller. »Bitte verzeihen Sie meine Direktheit. Verzeihen Sie, dass ich Sie unbedingt sprechen wollte, und bitte verzeihen Sie auch, dass ich sofort auf den Punkt komme.«

»Natürlich, junger Mann. Im Gegensatz zu den meisten Engländern meiner Generation respektiere ich die effiziente Arbeitsweise amerikanischer Geschäftsmänner. Die endlosen Teezeremonien haben der britischen Produktivität nicht gutgetan, daran besteht kein Zweifel. Dann lassen Sie mal überwachsen, wie die Yankees zu sagen pflegen.« Fitzroy nippte an seinem Kaffee.

Der junge Amerikaner beugte sich vor. »Meine Eile hat weniger damit zu tun, dass ich Amerikaner bin, als mit der Angelegenheit, in der ich mich im Namen meiner Firma an Sie wende.«

»Ich hoffe, ich kann Ihnen helfen.«

»Da bin ich mir sicher. Ich bin hier, um über etwas zu sprechen, was sich vor 20 Stunden in al-Hasaka ereignet hat.«

Fitzroy legte seinen massigen Kopf schief. »Jetzt haben Sie mich eiskalt erwischt, mein Junge. Ich muss zugeben, dass mir der Name nichts sagt.«

»Der Ort liegt im Osten von Syrien, Mr. Fitzroy.«

Das einstudierte Lächeln verschwand aus Donald Fitzroys Gesicht. Er erwiderte nichts, sondern stellte lediglich langsam seine Kaffeetasse auf den Tisch zurück.

Lloyd schob hinterher: »Ich muss mich noch einmal dafür entschuldigen, so mit der Tür ins Haus zu fallen, aber die Zeit drängt nicht nur, sie zerrinnt uns zwischen den Händen.«

»Ich bin ganz Ohr.« Das warme Lächeln, das noch vor zehn Sekunden den Mund des Engländers geziert hatte, war mittlerweile völlig verschwunden.

»Gestern Abend gegen 20:00 Uhr lokaler Zeit hat ein Attentäter Doktor Isaac Abubaker das Leben genommen. Wie Sie vielleicht wissen, handelt es sich bei ihm um den nigerianischen Energieminister.«

Fitzroys Tonfall klang jetzt deutlich weniger freundlich als zuvor. »Seltsam. Haben Sie eine Ahnung, was der nigerianische Energieminister im Osten von Syrien verloren hatte? Die einzige Energie, die man dort fördern kann, dürfte die Inbrunst der Dschihadisten sein, die sich in dieser Gegend sammeln, um den Irak zu infiltrieren und lokale Konflikte anzuheizen.«

Lloyd lächelte. »Der gute Doktor gehörte zu den Muslims der radikaleren Sorte. Er könnte sich in dieser Gegend aufgehalten haben, um materielle Unterstützung für die gute Sache anzubieten. Ich bin nicht hier, um die Taten des Mannes zu verteidigen. Ich bin lediglich besorgt über seine Ermordung. Der Täter hat überlebt und floh in den Irak.«

»Was für ein Pech.«

»Nicht für den Attentäter. Der Mörder ist ein Profi. Besser als alle anderen. Ich bin versucht zu sagen: der Beste. In der Branche nennt man ihn *Gray Man*. Den grauen Mann.«

Fitzroy schlug die Beine übereinander und lehnte sich zurück. »Ein Mythos.«

»Kein Mythos. Ein Mann mit zahllosen Fähigkeiten, aber letztlich ein Mensch aus Fleisch und Blut.«

»Warum sind Sie hier?« Fitzroys Stimme hatte den väterlichen Charme vom Beginn ihrer Unterhaltung vollkommen verloren.

»Ich bin hier, weil Sie sein Führungsoffizier sind.«

»Sein was?«

»Oder sein Mittelsmann. Sie prüfen seine Verträge, kümmern sich um die Logistik, versorgen ihn mit geheimen Informationen, rechnen für ihn ab und überweisen ihm sein Honorar.«

»Wo haben Sie denn diesen Blödsinn aufgeschnappt?«

»Sir Donald, wenn ich mehr Zeit hätte, würde ich Ihr höfliches Spielchen gern mitspielen. Wir könnten die Sache mit Worten ausfechten. Ich würde angreifen und Sie würden mir Paroli bieten. So könnten wir beide hier in Ihrem Büro herumstolzieren, bis einer von uns dem anderen den Todesstoß verpasst. Leider stehe ich aber unter hohem Druck, was mich dazu zwingt, den üblichen Hahnenkampf diesmal auszulassen.«

Er trank noch einen Schluck Kaffee und verzog fast unmerklich das Gesicht, weil er etwas zu bitter schmeckte. »Ich weiß, dass Gray Man der Attentäter gewesen ist, und ich weiß auch, dass er in Ihren Diensten steht. Sie können mich natürlich fragen, woher ich das weiß, aber dann müsste ich Sie bedauerlicherweise anlügen. Unser Verhältnis für die kommenden Stunden hängt einzig und allein davon ab, wie offen wir miteinander sprechen können.«

»Fahren Sie fort.«

»Wie gesagt, Gray Man ist über die Grenze in den Irak gelangt, aber seine geplante Flucht ist gescheitert, weil er

sich dummerweise entschieden hat, dort eine zahlenmäßig überlegene Rebellengruppe anzugreifen. Er hat mindestens zehn Männer getötet oder verwundet, einem Private der amerikanischen Nationalgarde das Leben gerettet und den Leichnam eines zweiten herausgeholt. Und nun befindet er sich auf der Flucht.«

»Woher wissen Sie, dass Gray Man der Mörder von Doktor Abubaker gewesen ist?«

»Es gibt keinen anderen auf der Welt, den man mit einer solchen Mission betrauen würde, weil es keinen anderen Mann auf der Welt gibt, der diese Aufgabe erfüllen kann.«

»Und doch sagen Sie, dass er einen dummen Fehler gemacht hat.«

»Das ist nur ein weiterer Beweis dafür, dass ich richtigliege. Gray Man wurde früher von der US-Regierung als Agent eingesetzt. Irgendetwas muss vollkommen falsch gelaufen sein, woraufhin die CIA ihn ins Visier genommen hat und er sich vor seinen ehemaligen Auftraggebern verstecken musste. Aber ungeachtet seiner misslungenen Beziehungen mit Langley ist Gray Man immer noch ein echter Patriot. Er hat den Abschuss eines Helikopters und elf tote Amerikaner nicht einfach ignorieren können, also ließ er sich zu einem Vergeltungsschlag hinreißen.«

»Und das soll Ihr Beweis sein?«

Lloyd strich über eine Falte in seinem Jackett, um sie zu glätten. »Wir haben bereits seit einiger Zeit gewusst, dass Gray Man den Auftrag angenommen hat, Abubaker zu liquidieren. Als der gute Doktor nun ums Leben kam, gab es keine Veranlassung, lange über den Täter zu spekulieren.«

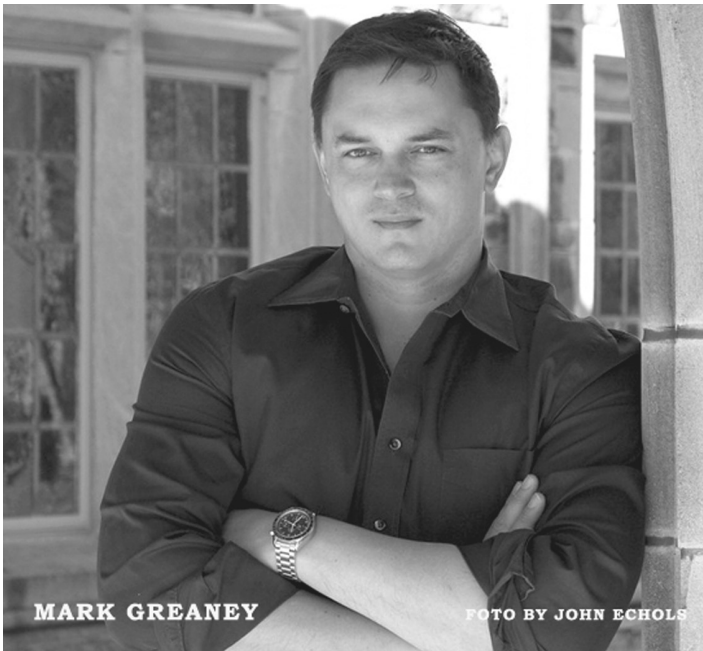
»Es tut mir leid, Mr. Lloyd. Ich bin ein alter Mann, Sie müssen mir auf die Sprünge helfen. Warum genau haben Sie sich in mein Büro verirrt?«

»Mein Unternehmen ist bereit, Ihnen Aufträge in dreifacher bisheriger Höhe zu garantieren, wenn Sie sich im Gegenzug bereit erklären, uns bei der Neutralisierung von Gray Man zu unterstützen. Ohne unnötig ins Detail zu gehen, kann ich Ihnen anvertrauen, dass der Präsident von Nigeria uns gebeten hat, den Mörder seines Bruders zur Rechenschaft zu ziehen.«

»Warum die Laurent Group?«

»Die Antwort darauf würde unnötig ins Detail gehen.«

»Darauf können wir wohl kaum verzichten, wenn wir diese Unterhaltung fortsetzen wollen.«



MARK GREANEY

FOTO BY JOHN ECHOLS

www.markgreaneybooks.com

MARK GREANEY schloss u. a. ein Studium der Politikwissenschaft ab. Er spricht neben Englisch noch Spanisch und Deutsch.

Zusammen mit Tom Clancy schrieb er mehrere Nr.-1-Bestseller. Auch seine eigenen *Gray Man*-Romane wurden zu Bestsellern und sollen in Hollywood verfilmt werden. Mark lebt in Memphis, Tennessee, wo er auch zur Welt kam.